

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 28. Februar 1896.

Beitrag zur Halle a. S., Leipzigerstraße 87.

Bestellungen

für den Monat März

auf die „Halle'sche Zeitung“, Landeszeitung für die Provinz Sachsen etc. nehmen sämtliche Postanstalten zum Preise von 1 Mark entgegen, für Halle und Giebichenstein die unterzeichnete Expedition zum Preise von 85 Pfg.

— Postzeitungsliste Nr. 2943 —

Expedition der „Halle'schen Zeitung“ Landeszeitung für die Provinz Sachsen etc.

Fürst Bismarck über die äußere und die innere Kolonisation.

„Aus einem kürzlich vom Fürsten geführten Gespräch giebt der „S. C.“ die Ansichten des Altreichstanzlers über unter Kolonialherrschaften Vorgehen in Afrika und über die Wichtigkeit der Anhebungscommission in den polnischen Gebietsheilen wieder.

In Bezug auf die Kolonisationsfrage hält Fürst Bismarck nach wie vor an der ursprünglichen Auffassung fest, daß in fernem Erdtheilen der Kaufmann voran und der Staat mit seinem Schutze ihm nachfolgen müsse. Es sei immer das Nützlichste, einen Küstenerich von zwei oder drei Tagemärschen Breite in Besitz zu nehmen und mit den dahinter liegenden Negern freundschaftliche Abkommen zu treffen; würden diese verletzt oder kämen sonstige Gewaltthatigkeiten vor, so müsse man unersichtlich militärische Expeditionen in das Hinterland zur energischen und abschreckenden Durchsetzung der Eingeborenen vornehmen. Von der Verpflanzung des preussischen Regimentswesens und seines bürokratischen Systems nach Afrika verpicht sich der Fürst wenig. Er sagt, daß die Arbeit von grünen Fingern aus, die dorthin erst recht nicht paßt, der Fürst ist auch kein unbedingt Anhänger der Aufhebung der Sklaverei, die in jenen Ländern schon seit Tausenden von Jahren bestanden habe und in den dortigen Verhältnissen begründet sei. Dagegen sprach sich der Fürst mit Schärfe gegen die brutale und falsche Behandlung der Schwarzen aus, wie sie leider auch von deutscher Seite in den bekannten Fällen vorgekommen sei. Er glaube zwar nicht an die Gleichheit der Rassen, sondern im Gegentheil, daß den Negernaffen von der göttlichen Vorsehung eine andere Bestimmung zu Theil geworden sei, als den Weißen, aber es rühre sich ein Gebrauh zu machen, welcher der Menschlichkeit so sehr zuwiderliefe, wie dem praktischen Nutzen. Es ließe sich zwar in den Negernaffen etwas von der Fierde und Hundbarkeit, aber selbst in Bezug auf diese beiden Thiere sei das System der Dressur mittels Schlägen veraltet. Ein alter Meißlerbruder habe oft in der Wahn, wenn ein Schüler seinem Thiere die Gerte gab oder es sonst hart behandelte, demselben zugerufen: „Wahr so schlagen Sie doch das Thier nicht, das ist ja gar nicht schuld, das Sie nicht reiten können, der Fehler liegt darin, daß Sie es falsch behandeln.“ Es sei doch auch ein rührendes Beispiel für die gute Natur des Negers, daß 5 Weiße, wie es so häufig geschieht, mit 500 Schwarzen unter den allerwürdevollsten Verhältnissen gefahrvolle Züge in das Innere des Landes unternahmen, ohne daß die Weißen eine andere Sicherheit hätten, als die in „Treu und Glauben“ der Neger wurzelnde. Wenn etwas von der Hundbarkeit im Schwarzen vorhanden sei, so wäre das für ihn nicht schimpflich und die Weißen, die davon Nutzen hätten, sollten es lieber vermeiden, die Neger wegen eben dieser Hundbarkeit schimpflich zu behandeln. Ohne Zweifel sei der Neger faul und müßig angetrieben werden, oder doch nicht mit unerschöpflichen Mitteln. Auch habe der schwarze Sklave doch schon oft genug bewiesen, daß es ihm nicht an Muth und Dapperkeit fehle. Der Fürst bedauere es deshalb jedesmal, wenn er in den Zeitungen Berichte über Vorfälle lese, aus denen hervorgehe, daß die Schwarzen unmenchlich und falsch behandelt würden. Bismarck habe die richtige Art und Weise gehabt, mit den Negerstämmen fertig zu werden.

Es darf hierzu bemerkt werden, daß die im Vorstehenden entwickelten Ansichten den Grundgedanken entsprechen, die der Fürst auch früher hinsichtlich des Systems der Kolonisation stets vertreten hat, und daß namentlich der kommerzielle Standpunkt, der die Kolonisationsarbeit in erster Reihe dem Kaufmann zurechnet, von praktisch erfahrenen Sachgelehrten als der allein richtige anerkannt wird. Inzwischen ist aber seit dem Jahre 1890 ein so durchgreifender Wechsel des Systems erfolgt, daß es nicht mehr angeandert erscheint. In gegenwärtigen, aus diesem Wechsel hervorgegangenen Verhältnissen auf die im Innern inzwischen durch Stationsgründungen gewonnenen Stützpunkte preiszugeben. Es kommt auch ferner in Betracht,

daß die Ertragsigkeit des Bodens für kolonisationsfähige Thätigkeit, die an der Küste ziemlich dürftig ist, mit der Entfernung von der Küste nach dem Innern zu wächst, also das eigentliche Feld der Kolonisationsarbeit im Innern belegen ist, ganz abgesehen davon, daß auch der Handel aus dem Innern nach dem Küstenpunkt durch das Vorhandensein von sicheren Straßen bedingt wird.

Bezüglich der Thätigkeit der Anhebungscommission in den spanischen Gebietsheilen fühlt sich der Fürst durch den bisherigen Verlauf der Dinge in seiner alten Auffassung bestärkt, daß die Umwandlung des aus polnischen Händen erworbenen Besitzes in Rentengüter keine ganz glückliche Maßregel gewesen sei. Es wäre richtiger gewesen, diese Ländereien zunächst als Domänen in königliches Eigentum überzuführen und sich die Pächter dieser Domänen nach politischem Bedürfnis auszuwählen. Die Hauptsache sei doch gewesen, daß die betreffenden Besitzungen aus den polnischen Händen in preussischen Staatsbesitz gelangten, alles Weitere sei cura posterior gewesen und es habe kein Grund zur Ueberföhrung vorgelegen. Es sei ferner nicht von ihm auch nicht beabsichtigt gewesen, daß bei der Thätigkeit der Anhebungscommission vorausgesetzt auf die Vertheilung seiner Werke deutscher Junge bedacht genommen werde. Die politische Tendenz sei nicht sowohl auf die Erziehung polnischer Bauern durch deutsche Bauern gerichtet gewesen, sondern auf die mögliche Beschränkung des polnischen Organisationswesens in seiner durch die Geistlichkeit geförderten Deutschfeindschaft und national-polnischen Apatation. Es sei darauf angekommen, diesen Grundbesitz in Domänen unter Pächtern zu verwandeln, auf die der preussische Staat habe fordern zu können. Man sei auch in dieser Sache zu eilig vorgegangen, habe schon morgen eintreten wollen, was erst geschehen sei. Die Ungeheul, die sich auch hier offenbare, sei eine der tiefsten Eigenschaften, die es in der Politik gebe. Man hätte sich Zeit lassen sollen, allmählich eine deutschere Bevölkerung auf dem Wege der Einzelhebelung in ihrer naturgemäßen Entwicklung heranzureifen. Es stand gar nichts im Wege, den Besitz des polnischen Abels anzukaufen, ihn in Händen zu behalten und ihn dann nach Zeit und Umständen zu verwerthen.

Deutsches Reich.

* Das Kaiserpaar nahm gestern anlässlich der Wiederkehr seines Hochzeitstages die Glückwünsche der nächsten Umgebungen entgegen und nahm das Frühstück bei der Kaiserin Friedrich ein. Am Nachmittag war der Reichstanzler Fürst Hohenzollern zu einem längeren Vortrag befohlen.

* Prinz Heinrich beabsichtigt nach der „Post“ nach Beendigung seines Aufenthaltes in Italien sich nach England zu begeben, um daselbst längere Zeit zu verweilen und Neuen auszuführen.

* Theodor Mommsen hat den Kronenorden erster Klasse erhalten.

* In der gestrigen Sitzung des Bundesrats wurde dem Antragsantrag betreffend den Handel mit denaturirtem Branntwein, sowie dem Antragsantrag zu dem Antrage Preussens, betreffend die Regelung der Arbeitsverhältnisse in Bäckereien und Konditoreien, die Zustimmung erteilt.

* Der Verein zur Förderung des Deutschtums in den Chinaraten hat den Befehl gefaßt, ein eigenes Organ, ein Monatsblatt unter dem Namen „Die Ostmark“ herauszugeben.

* Die latente Streik, in der nationale liberale Partei sich schon seit Jahren befindet, machen die nationale liberale „B. N. N.“ zum Gegenstand sachlicher Ausführungen, in denen sie zu dem Schluss kommen, daß die nationalliberale Partei sich wirtschaftlich und sozialpolitisch noch rechtlich wird entwickeln müssen, oder überhaupt nicht mehr sein wird.

Es ist etwas Seltsames daran, daß in der nationalliberalen Partei noch Männer wie Herr Cammer und Herr Cnecerus mit Männern wie Paasche, Graf Driola, Graf Hepl zu Fernheim zusammenkommen. Es sind ganz entgegengelegte Weltanschauungen, die vereinigt sind nur durch die Gemeinlichkeit der Traditionen und zusammengehalten durch die ausbleibende, die Bewegung möglichst niedrige Thätigkeit des freilebenden Herrn v. Demissen, hier aneinander getrieben sind. Es kann man sich schon die Thatsache betrachten, daß ein Herr Cammer oder dergleichen Antrag als „Nationsgeheimnis“ bezeichnet hat, dem eine Anzahl seiner engsten Freunde zustimmt. Wie begangen denselben Gegenständen in der Bismarckstrasse, in der Stellung zum Bundesrat, in dem argentinischen Antrag, in der Bismarckreform — vor wenigen Jahren wurde der Abgeordnete Dr. Hahn noch der Rechte eines Hospitalanten entsetzt, heute stimmen Graf Driola, Paasche und Paasche mit ihm für die Aufhebung des Terminsystems. In Einzelheiten werden schon die schreibende Mitglieder gegen den offiziellen Kandidaten ihrer Partei stimmen, weil sie in den die jetzt bestehenden Fragen sich dem Vertreter einer anderen Partei gegen verwendet fühlen, als dem Manne, den ihre eigenen Freunde auf den Schild geboben haben.

Wie sind neuerdings, was die partei politischen Organe, die wie die „Nat. Ztg.“ stetig nach links drängen und von einem idealen Bündnis mit den Männern um Nicker schwärmen, zu diesen Ausrichtungen und dem eigenen Lager sagen werden.

* Der Zuerstenernovelle schreibt die „Post“: Man kann schon heute bestimmt annehmen, daß der Reichstag nicht auseinandergehen wird, ohne eine Zuerstenernovelle beschlossen zu haben. Fraglich ist nur, in welcher Höhe und unter welchen Bedingungen der Industrie und damit mittelbar der Landwirtschaft Ausfuhrzölle weiter verhöht werden. Es darf ferner als sicher angenommen werden, daß die süddeutschen Abgeordneten sich dem Gesetzesentwurf gegenüber nicht ab-

lebend verhalten werden. Allerdings aber dürften sie, wenn im Konium weniger zu beladen, eine Ermäßigung der vorgechlageneu Prämien beantragen. Auch in süddeutschen Kreisen ist man sich vollkommen klar darüber, daß es ein arger politischer Fehler wäre, das Zuerstenergesetz in einem völlig negativen Verhalten der süddeutschen Abgeordneten fesseln zu lassen, die agrarische Partei als solche aber hat das bringende Interesse, ihren Wählern dieses Geles als Frucht der Session nach Hause zu bringen. Dasselbe trägt einen agrarischen Charakter und enthält erreichbare Forderungen. Man würde in wichtigen landwirtschaftlichen Gebieten äußerst verstimmt sein, wenn nicht die den landwirtschaftlichen Interessen geeigneten Parteien geschlossen zu Gunsten der Zuerstenerindustrie eintreten wollten.

* Die Arbeiten zur Revision der Zivilprozedur sind in vollen Gänge. Dabei wird auch die Frage zur Erörterung gelangen, ob und in welcher Weise eine Abänderung der bestehenden Vorschriften über die Jurisdiktion von Personen, welche das Verhabeu vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, zu erfolgen hat.

* Weitere Lohnbewegungen in Sicht. Große und gewaltige Lohnbewegungen scheinen in diesem Winter und Frühjahr in Deutschland auf der Tagesordnung zu stehen. Kaum ist die Bewegung der süddeutschen Abgeordneten fesseln zu lassen, die agrarische Partei als solche aber hat das bringende Interesse, ihren Wählern dieses Geles als Frucht der Session nach Hause zu bringen. Dasselbe trägt einen agrarischen Charakter und enthält erreichbare Forderungen. Man würde in wichtigen landwirtschaftlichen Gebieten äußerst verstimmt sein, wenn nicht die den landwirtschaftlichen Interessen geeigneten Parteien geschlossen zu Gunsten der Zuerstenerindustrie eintreten wollten.

Österreich. Die Gemeinderatswahlen in Wien begannen gestern wieder, zum dritten Male in Hofersitz. Geiern wählte der dritte Wahlkörper, in welchem die Antimien die Majorität haben. Bei den letzten Wahlen im September wählte den Landlich der dritte Wahlkörper in allen 19 Bezirken die antihörschliche Kandidaten, aus der inneren Stadt. Seit 7 Uhr Vormittag herrschte in allen Bezirken ein überaus starker Andrang zu den Wahllokalen. Die Wählerzahl liegt in Wien seit dem Verjahre von 81000 auf mehr als 90000. In den äußeren Bezirken, den ländlichen Vororten, geben die Wähler eine Agitation auf. Gestig geklämt wird von ihnen nur in der inneren Stadt und in der Leopoldstadt. Im Allgemeinen ist die Beteiligung der Parteien nicht mehr so maßhaltig wie im September. Diese Lebenskraft hat schließlich nachgelassen.

England. Ruagaptischen Frage. Der Verdrus über die Ausführung der ägyptischen Räumungsfrage hat die Urtheilsarbeit der „Times“ in bedeutender Maße getrübt. Das ist es zu erklären, wenn sie heute hinter den Vorhang der Tagespolitik nicht etwa rüthlich, sondern — deutliche Einflüsse unter und sich von ihrem Vertreter Berichterstatter in dieser Aufstellung befinden läßt. Für Deutschland hat, wie wir gestern bereits ausführten, die ägyptische Frage nur ein untergeordnetes unmittelbares Interesse, das sich so ziemlich in dem an der Freiheit der Zurechtarbeit durch den Engländer erfährt, und von diesem Gesichtspunkte aus kann es uns ziemlich gleichgültig sein, ob England oder Frankreich den vorberühmten Einflus im Nillande übt. So lange England uns nicht andernwärts zu nahe tritt, hat es in Ägypten nichts von Deutschland zu befürchten, und die „Times“ handelt nicht unvaterländischen Interesse, wenn sie die ägyptische Westfronten der britischen Nation von deren weichen Geistes ab auf Deutschland lenkt. Nicht ohne Grund, wenn die „Times“ den Mund: So lange unsere Uebung Negens das einzige ist, was zwischen diesem Lande und dem völligen politischen und industriellen Verderben steht, mögen unsere offiziellen Journalen aller Nationalitäten



[Nachdruck verboten.]

Um eine Fürſtenkrone.

10) Roman von Reinhold Ortman.

„Und wenn ich Ihnen nun einen beſſeren Weg zur Rettung Ihres Klienten zeigen könnte — einen, der ihn vielleicht vor jeder Strafe bewahrt? Würden Sie ſich weigern, ihn einzuschlagen, nur weil ich es war, der Ihnen den Rath dazu ertheilte?“

„Wenn mein Gewiſſen mir geſtattet, ihn zu gehen — gewiß nicht, Frau Gräfin!“

„Ihr Gewiſſen! Das iſt freilich ein ſehr bequemes Wort für den, der ſich um jeden Preis hinter eine Verſchanzung zurückziehen will. Wie ſoll ich errathen, was Ihr Gewiſſen Ihnen erlaubt, und was es Ihnen verbietet?“

„Ich denke, das zu errathen, wäre nicht ſo ſchwer. Mein Gewiſſen iſt nicht anders beſchaffen, als das eines jeden ehrlichen Mannes. Wenn ich den Weg, den Sie mir zeigen wollen, gehen kann, ohne mich einer Unwahrhaftigkeit ſchuldig zu machen, ſo werde ich gewiß nicht zaudern, ihn zu betreten.“

Wie eine Horneswolke glitt es flüchtig über ihre Stirn, und ihre ſchlanken Finger zerfnüllten nerods das Epizentalschentuch, das ſie in der Hand hielt. Aber ihre Stimme klang weich und demüthig, als ſie antwortete:

„Wenn Sie nun die Wahl hätten zwiſchen einer kleinen Unwahrheit, die Niemand ſchadet und zwiſchen einer graufamen Wahrheit, die unter allen Umständen die Zukunft dreier Menſchen vernichten müßte — würden Sie ſich auch dann für die Wahrheit entſcheiden?“

„Sobald es ſich um die Erfüllung meiner Berufspflicht handelt — unbedingt! Als ein Menſch könnte ich in einem ſolchen Falle wohl in ſchwere Zweifel gerathen, als Rechtsanwalt aber würde ich niemals auch nur eine Sekunde lang ſchwanken dürfen.“

Rafaella athmete tief auf. Sie ſah, daß ihre Schönheit und Verzweiflung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten; denn er war im Verlaufe ihres Geſprächs blaß geworden und zuweilen zuckte es ihm verrätheriſch um Mund und Augen. Aber ſie ſah auch, daß er unerſchütterlich war in ſeinem Pflichtbewußtſein und daß kein Mittel der Verführung, keine lockende Verheißung im Stande ſein würde, ihn darin zu beirren. Und doch gab ſie ihre Sache noch nicht verloren.

„Sie haben mir dorthin geſagt, daß Sie von Ihrer Kenntniß des Sachverhalts und namentlich von meinen Briefen nicht ohne Noth Gebrauch machen würden. Iſt das jetzt noch Ihre Meinung?“

„Allerdings! Was die Preisgabe Ihrer Briefe anbetrifft Frau Gräfin, ſo würde ich nur mit Widerſtreben und mit tiefem Bedauern meine Zuſucht zu dieſem äußerſten Mittel nehmen.“

„Gut! Ich glaube Ihnen das; denn ich halte Sie für einen edlen Mann. Und Sie haben Mitleid mit dem Schickſal dieſes armen Wiſmar — nicht wahr?“

„Gewiß, ich beklage ihn aufrichtig, denn ich habe mich in meinem Verkehr mit ihm davon überzeugt, daß er im Grunde ein guter und edel veranlagter Menſch iſt.“

„Sie würden es alſo nicht für ein Unglück halten, wenn die Geſchworenen ihn freisprechen, obwohl er vielleicht in Wahrheit eine Minute lang die Abſicht gehabt hat, einen Mord zu begehen?“

„Für ein Unglück — nein! Doch glaube ich nicht an dieſe Möglicheit, Frau Gräfin!“

„Ich glaube aber daran — vorausgeſetzt, daß Sie mich gewähren laſſen und nicht in blind fanatiſchem Wahrhaftigkeitsſeuer meine Abſichten durchkreuzen. Wollen Sie mir das verſprechen, Herr Doktor?“

Mohrungen ſenkte unwillkürlich die Lider vor ihrem heißen

Blick. „Wie könnte ich das, bevor ich dieſe Abſichten kenne!“ ſagte er, aber er ſagte es zögernd und wie mit innerem Widerſtreben. Rafaella wußte, daß ſie in dem Kampf, welchen ſie da führte, einen entſcheidenden Vortheil errungen habe.

„Ich will ihr Gewiſſen nicht beſtafen, indem ich Ihnen meinen Plan verrathe.“ fuhr ſie haſtig fort. „Und ich verlange von Ihnen nichts anderes, als die Zuſage, daß Sie von meinem Geheimniß und von meinen Briefen nicht Gebrauch machen werden, ſobald Sie aus dem Verlaufe der Gerichtsverhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß Wiſmar's Freisprechung zu erwarten iſt. Wenn es wahr iſt, das mein Unglück Ihr Bedauern erregt, ſo können Sie nicht zögern, mir eine ſolche Zuſage zu ertheilen.“

Er zögerte dennoch; aber ihre beſtrickenden weiblichen Künſte hatten ſeinen Widerſtand beſiegt.

Träte ein ſolcher Fall wirklich ein, Frau Gräfin, ſo würde ich allerdings dem unverhofften Glück meines Klienten nicht durch eine Enthüllung der Wahrheit im Wege ſtehen. Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich dieſe Wendung für eine höchſt unwahrscheinliche halte, und daß ich jedenfalls nicht dazu beitragen werde, ſie mit Hilfe unerlaubter Mittel herbeizuführen.“

„D, ich bin jetzt, da ich Sie kennen gelernt habe, weit davon entfernt, das zu verlangen. Sie ſollen ſich nur neutral halten, wenn Sie ſehen, daß der Sieg ohne Ihr Dazuthun erſochten werden kann. Gewinnen die Geſchworenen die Ueberzeugung, daß Wiſmar nur einen möglichſt theatraliſch ausgeführten Selbſtmord beabſichtigt habe, ſo können ſie ihn doch unmöglich im Sinne der Anklage ſchuldig ſprechen, nicht wahr?“

„Nein! Aber daran iſt nicht zu denken, ſobald er bei ſeiner Vernehmung das Geſtändniß wiederholt, welches er mir abgelegt hat.“

„Er wird es nicht thun!“ erklärte Rafaella mit voller Zuverſicht. „Wenn er einmal den Entſchluß gefaßt hat, mich durch ſein Schweigen zu ſchonen, ſo wird er dieſen Entſchluß auch durchführen bis zum letzten Augenblick. Eben die männliche Feſtigkeit ſeines Charakters war es ja, die mich zu der Selbſtäuſchung verführte, daß ich ihn liebe; denn ich habe für keine andere Tugend ſo viel Bewunderung, als gerade für dieſe.“

Es lag eine eigenthümliche Bedeutung in dieſen letzten Worten und in dem Augenaufschlag, mit dem ſie ſie begleitete. Herrmann Mohrungen fühlte, wie ihm das Blut heißer zum Herzen drängte, und mit einer gewiſſen Haſt ſtand er auf, zum Zeichen, daß er die Unterhaltung als beendet betrachtete.

Rafaella folgte ſeinem Beſpiel und indem ſie mit der linken Hand den dichten Schleier wieder über ihr Geſicht herabzog, reichte ſie ihm die rechte zum Abſchied.

„Ich weiß, daß Sie nach Allem, was durch dieſe traurigen Umſtände zu Ihrer Kenntniß gekommen iſt, eine ſehr ungünſtige Meinung von mir haben müſſen, Herr Doktor.“ ſagte ſie wieder in jenem weichen, demüthigen Ton, der ihre wohlklingende Stimme ſo verführeriſch machte. „Aber ich hoffe, daß wir uns noch nicht zum letzten Mal im Leben begegnen ſind, und daß Sie dereinſt lernen werden, beſſer von mir zu denken.“

Mohrungen verbeugte ſich ſchweigend und geleitete ſie bis zur Thür. Dann ſetzte er ſich wieder an den Schreibtisch und begann in dem Aktenſtück zu blättern, das den Namen Paul Wiſmar's trug. Aber um ſeine Ruhe und Sammlung war es geſchehen, und unmutig warf er die inhaltsſchweren Schriftstücke bei Seite, als ihm überall zwiſchen den Zeilen die dunkeln Augen der Gräfin Rafaella Hohenſtein entgegen zu leuchten ſchienen.

Siebentes Kapitel.

Ein Sensationsprozeß, wie derjenige gegen den Schaufpieler Paul Wiſmar, übte auf das Berliner Publikum natürlich große Anziehung aus. Die Eintrittskarten zum Zuſchauerraum des Schmurgerichtsſaales waren ſchon mehrere Wochen vor dem Verhandlungstermin vollſtändig vergeben, und man hatte in dieſen ſonſt zumeiſt von ziemlich zweifelhaften Elementen beſetzten

Stuhlfreien kaum je ein so elegantes Publikum gesehen, als an dem Tage, da über die ungewöhnliche und Aufsehen erregende That des jungen Schauspielers abgeurtheilt werden sollte.

Ein Schwirren und Flüstern ging durch den Saal, als der Angeklagte hereingeführt wurde, und namentlich von den zahlreich anwesenden Damen wurde ihm gar mancher halbmitleidige und halb bemühende Blick zu Theil. Er sah nach den Begriffen dieser Zuschauerinnen ja auch in der That überaus interessant aus mit seinem scharf markirten, hageren, in der Untersuchungshaft fast farblos gewordenen Gesicht und mit seinen tiefliegenden, glühenden, dunkel umschatteten Augen. Niemals — auch nicht mit seiner besten schauspielerischen Leistung — hatte er auf der Bühne einen ähnlichen Erfolg errungen, als er ihn hier mit seinem bloßen Erscheinen davontrug, noch ehe er ein einziges Wort gesprochen hatte.

Die zeitraubenden Förmlichkeiten, welche mit der Einleitung einer Schwurgerichtsverhandlung verbunden sind, waren endlich erledigt, und die Vernehmung des Angeklagten begann.

Ruhig und mit fester Stimme gab er Antwort auf die Fragen des Präsidenten, soweit sich dieselben nur auf seine Personalien bezogen; als dann aber der Vorsitzende sagte: „Sie werden angeklagt des Mordversuches auf die Gräfin Rasfaella Hohenstein. Bekennen Sie sich dessen schuldig?“

Da erwiderte er fest und laut, so daß es bis in den letzten Winkel deutlich vernommen werden konnte: „Ich bin genöthigt, jede Aussage in dieser Angelegenheit zu verweigern.“

„Sie wollen also auch heute dieselbe Haltung beobachten, die Sie zu Ihrem Schanden schon während der ganzen Dauer der Voruntersuchung eingenommen haben? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie damit Ihrem eigenen Vortheil heute noch viel weniger dienen werden. Denn eine solche Weigerung ist sicherlich nicht darnach angethan, bei denen, welche berufen sind, über Sie zu richten, eine günstige Stimmung zu erzeugen.“

„Trotzdem kann ich nicht anders, Herr Präsident! Ich vermag weder mich selbst zu bezichtigen, noch mich zu vertheidigen; aber ich werde gebüdig die Strafe auf mich nehmen, falls ich schuldig gesprochen werden soll.“

„Wir werden also sofort mit der Zeugenvernehmung beginnen. — Die Gräfin Rasfaella Hohenstein!“

Die Bewegung, welche bei dem Aufruf dieses Namens durch die Reihen des Zuschauerraums ging, war eine so starke, daß der Vorsitzende sich genöthigt sah, nach seiner Glocke zu greifen. Die Szene, welche jetzt bevorstand, mußte ja die am meisten dramatische in dem ganzen Trauerspiel werden.

In einem schlichten, dunkeln Kleide, mit blassem doch anscheinend vollkommen ruhigem Antlitz, trat Rasfaella an den grün überzogenen Tisch, auf welchem Paul Wismars Revolver lag. Sie hatte keinen Blick für den regungslos dastehenden Angeklagten; auf dem Antlitz seines Vertheidigers aber hatten ihre dunklen Augen für einen Moment mit dem Ausdrucke stummen Flehens und eindringlicher Mahnung geruht, ehe sie das Gesicht dem Vorsitzenden zuwandte und ihn durch ein Neigen ihres schönen Hauptes begrüßte.

Im Hintergrund des Saales ärgerte man sich darüber, daß sie ihre ersten Antworten mit leiser, für die Zuschauer kaum verständlicher Stimme gab, und man freute sich nicht wenig, als auch ein etwas schwerhöriger Geschworener Klage darüber führte. Jetzt sprach Rasfaella lauter, und es galt den Meisten als geradezu bewunderungswürdig, wie kühl und sicher sie ihre Aussage ablegte.

„Sie kennen den Angeklagten Paul Wismar, Frau Gräfin?“

„Ja!“

„Das heißt: Sie waren mit ihm schon vor jenem Tage bekannt, um den es sich hier in erster Linie handelt?“

„Ja. Wir waren eine Zeit lang an dem nämlichen Theater engagirt, und ich zählte Herrn Wismar dort unter meine näheren Freunde.“

Im Zuschauerraum des Gerichtssaales flüsterte es wieder. Man hatte ein solches Zuständniß kaum erwartet, und man fand, daß es eigentlich eine Dreistigkeit sei, dasselbe mit solcher Seelenruhe und ohne jedes Anzeichen von weiblicher Scham zu machen. Aber die Ueberraschung wurde noch größer, als Rasfaella auf das Ersuchen des Präsidenten ihre Beziehungen zu dem Angeklagten ausführlich darzulegen, dieselbe Geschichte erzählte, welche Graf Adelhard aus ihrem Munde vernommen hatte. Man war auf viel pikantere Enthüllungen vorbereitet gewesen, und man fühlte sich durch eine so unverfängliche und wenig romanhafte Darstellung keineswegs befriedigt.

„Ja neugieriger Spannung blickte man immer wieder von

der Zeugin zum Angeklagten hinüber, als solle durch einen Zwischenruf desselben endlich die sehnlichst erwartete Sensation in die Verhandlung gebracht werden. Aber Paul Wismar, der unbeweglich wie ein Steinbild dafuß, preßte die blutlosen Lippen nur noch fester zusammen, wie wenn er sich selber dadurch gewaltsam am Sprechen verhindern wollte.

„Der Angeklagte war also durch das Verhalten, welches Sie ihm gegenüber beobachtet hatten, nicht berechtigt worden, sich gewissermaßen als Ihren Verlobten anzusehen?“ fragte der Präsident.

„Nein!“

„Das kleine bedeutame Wort könnte scharf und bestimmt durch den Saal.“

„Hatte er selber durch sein Benehmen etwa jemals die Vermuthung in Ihnen geweckt, daß Ihre Freundlichkeit von ihm mißverstanden sei, daß er glauben könnte, von Ihnen geliebt zu werden?“

„Ich weiß nicht, ob mir eine solche Vermuthung je gekommen ist. Sollte es wirklich der Fall gewesen sein, so habe ich ihr jedenfalls als etwas sehr Unwahrscheinlichem keine weitere Bedeutung beigelegt.“

„Sie hatten dem Angeklagten eine Mittheilung von Ihrer bevorstehenden Vermählung nicht zugehen lassen?“

„Nein! Dieselbe sollte in aller Stille vollzogen werden, und es lag deshalb für mich kein Grund vor, Herrn Wismar davon zu benachrichtigen.“

„Ist Ihnen bekannt, wann und durch wen er trotzdem Kunde davon erhielt?“

„Wie soll ich das wissen, da ich weder vor noch nach jenem Ereignisse Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen!“

„Wollen Sie uns nun gefälligst den Hergang der That erzählen, welche hier zur Anklage liegt. Welchen Eindruck empfingen Sie, als Sie den Angeklagten in dem Speisezimmer erscheinen sahen?“

„Da die Eingangsthür meinem Plaze gerade gegenüber lag, war ich wohl die Erste, die seinen Eintritt bemerkte. Wäre sein Aussehen ein minder krankhaftes und verstörtes gewesen, so hätte ich neben einem begreiflichen Erstaunen gewiß nur Freude über seinen Anblick empfunden; denn ich hegte — wie gesagt — eine herzliche Freundschaft für ihn, und die Ueberraschung wäre mir aufrichtig willkommen gewesen. Aber seine unangemessene Kleidung, die Blässe seines Gesichts und der düstere, fast irrfinnige Blick seiner Augen mußten mich sofort belehren, daß er nicht gekommen sei, um als ein fröhlicher Gast an dem Hochzeitsmahle theilzunehmen. Darum erfaßte mich ein heftiger Schrecken und ich glaube, daß ich vor Entsetzen laut aufgeschrien habe. Jedemfalls wurde erst durch mich die Aufmerksamkeit meines Gatten und des uns gegenüberstehenden Grafen Wenzel Hohenstein auf Wismar gelenkt, und der letztere fragte ihn in scharfem Tone nach seinem Begehren. Statt aller Antwort trat Wismar vollends an den Tisch heran und wandte sich mit einer Ansprache, deren Wortlaut mir nicht im Gedächtniß geblieben ist, die aber ganz so klang, als ob er sich durch mich verrathen glaube, und als ob er nun gekommen sei, um mir zur Strafe dafür eine unangenehme Ueberraschung zu bereiten. Ich hatte während dieser wenigen Augenblicke die ganz bestimmte Empfindung, daß sich soqleich etwas Schreckliches ereignen würde, und ich verwandte darum keinen Augenblick von dem Manne, der mir gegenüberstand und nur durch die Breite der Tafel von mir getrennt war. Mit vollster Deutlichkeit sah ich, wie er einen metallisch glänzenden Gegenstand, in welchem ich sofort einen Revolver erkannte, aus der Tasche riß und bei den letzten Worten die Mündung desselben gegen seine Stirn richtete. In dem nämlichen Moment aber griff Graf Wenzel Hohenstein, der die Bewegung ebenfalls wahrgenommen hatte, nach seinem Arm und die Richtung der Waffe wurde dadurch verändert. Ich hörte den Knall eines Schusses und gleichzeitig hinter mir ein klirrendes Geräusch. Weiter aber sah und vernahm ich nichts mehr, denn ich kam erst wieder zur Besinnung, als Herr Wismar eben von zwei Schuldeuten abgeführt werden sollte.“ (Fortsetzung folgt.)

Europas jüngste Königin.

Die Holländer schwärmen für ihre Königin. Und sie haben Ursache dazu, denn sie ist ein ganz entzückendes Mädchen. Am 31. August vorigen Jahres feierte Königin Wilhelmina ihren 15. Geburtstag. Sie ist eine lebhaft, kleine, recht hübsche Blondine und hat eine schlante anmutige Figur. Ihre Hautfarbe ist fein und rein, ihr Haar lichtbraun, ihre Augen blau. Bisweilen zeigt sich in ihrem Blicke ein eigener mutwilliger

Glanz, der darauf hindeutet, daß die junge Königin auch ein gut Theil humoristischen Sinnes besitzt. Ja, sie hat zuweilen den Schalk im Nacken. Einmal ärgerte sie sich über ihre englische Gouvernante und übte an ihr dadurch Vergeltung, daß sie nicht lange darauf beim Kartenzichnen Holland sehr groß und England sehr klein darstellte.

Wenn Wilhelmina „I“ von der einen oder anderen jungen Dame ihres Alters gefragt werden sollte, ob der Besitz der Würde der Königin für ein junges Mädchen besonders angenehm sei, so würde sie vermuthlich mit Nein antworten. Sie würde es gewiß amüsanter finden, wäre sie die Tochter eines reichen holländischen Kaufmannes oder auch eines wohlthätigen Landmannes in diesem wunderlichen Lande, wo die Bauern wie wandelnde Juwelenläden umhergehen, und wo Alles in Kanälen und in Honig schwimmt.

Zunächst kann die junge Königin natürlich nicht viel Kammerdamen haben, und da es in der Familie keinen Schwarm von Brüdern und Schwestern giebt, so bringt die kleine Dame ihr Leben fast ausschließlich unter Menschen zu, die viel älter sind als sie. Freilich will Wilhelmina auch schon lange nicht mehr gern zu den „Kleinen“ gerechnet sein, und als man sie bei ihrem Besuche am deutschen Kaiserhofe mit den prinziplichen Kindern zugleich zu Bette gehen ließ, war sie darüber so entrüstet, daß sie erklärte, nach Berlin nicht mehr zum Besuche kommen zu wollen.

Eine weitere Folge ihrer Stellung ist, daß sie eine Menge studiren und lernen muß, womit sich Mädchen ihres Alters sonst nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen, z. B. Nationalökonomie, Verfassungsgeschichte u. dgl. m.

Obwohl der holländische Hofstaat verhältnißmäßig klein ist, so sehen seine Mitglieder doch nicht viel von der Königin und wissen von ihr noch weniger. Auf das Sorgsamste halten sie ihre Mutter ihre Gouvernanten und Lehrer von allen Hofintrigen und Parteieinflüssen fern, bis sie groß genug sein wird, um sich eine selbstständige Auffassung zu bilden. So lebt sie gerade als Königin eingezogener, als es sonst bei jungen Mädchen in Holland Brauch ist.

Königin Wilhelmina ist sehr lernbegierig und wie die meisten fürstlichen Personen unserer Zeit in Sprachen sehr bewandert. Außer ihrer Muttersprache kann sie sich noch in 4 oder 5 Sprachen ausdrücken, von denen die englische ihr am liebsten sein soll. Ihre Erziehung wurde zu einem Theile einer englischen Dame, Miß Winter, anvertraut, von der die junge Königin viel hält. Sie ist mehr eine Freundin, oder ältere Schwester, wie eine Erzieherin. Die Königin hat ein schlichtes, liebenswürdiges Wesen; aber sie soll, wenn Veranlassung vorliegt, auch eine für ein junges Mädchen ungewöhnliche Würde an den Tag legen.

Ein sehr hübscher Vorfall zeigte einmal die zärtliche Tochter und die selbstbewußte Königin in ihr im Kampfe. Sie war unartig gewesen und schlich sich zum Zimmer der Mutter, um ihre Neue zu bespöthen.

„Wer ist da?“ fragt die Mutter, als sie das Klopfen vernimmt.

„Die Königin der Niederlande.“

„Die kann draußen bleiben.“

Nach einiger Zeit erneutes Pochen an der Thür.

„Wer ist draußen?“

„Wilhelmina!“

„Ah — mein Töchterchen! Die soll nur eintreten.“

Die kleine Königin steht jeden Tag um 7 Uhr auf. Punkt 9 Uhr beginnen die Stunden, die bis 1/2 12 dauern, und für ein paar Stunden durch eine Ausfahrt und durch den Lunch, den sie mit der Mutter gemeinsam einnimmt, unterbrochen werden. Dann gehen die Stunden wieder bis 4 Uhr weiter, wo nach englischer Sitte Thee genommen wird. Nun hat die Königin Freiheit, sich nach eigenem Geschmack und Behagen zu unterhalten, bis die Stunde des Mittagessens herankommt. Sie springt im Garten umher, ist bei ihren Ponies oder spielt mit ihren Puppen. Um 1/2 7 wird das Mittagessen servirt und dann ist die Königin wieder eine halbe Stunde im Freien. Punkt 10 Uhr muß sie allabendlich ins Bett — eine Pünktlichkeit, über die sie, wie bereits angedeutet, keineswegs erfreut ist.

Die Königin hat sechs kleine Schetlandsponies und fährt ihren kleinen Wagen oft selbst mit Vieren vorn. Ihr Liebling unter den Ponies ist „Grujella“, ein kleiner scheidiger Schotte. Aber als Reitpferd ist „Grujella“ nun schon zu klein für sie geworden und sie hat daher jetzt zu diesem Zwecke einen Kraber, auf dem sie jeden Morgen, begleitet von einem Reitknechte, einen Galopp macht.

Ihr treuester Begleiter ist ihr Hund „Swell“, ein rother

irischer Setter. Nachts schläft er an der Thür zu ihrem Gemache, vor dem Schulzimmer hält er Wache, bis sie frei ist, er folgt ihr auf ihren Spaziergängen, sitzt bei Ausfahrten an ihrer Seite und ist bei ihren Reisen im Lande stets in ihrem „Gefolge.“

Die holländische Königsfamilie hat mehr Schlösser zu ihrer Verfügung, als die meisten anderen fürstlichen Familien in Europa, aber der Lieblingsaufenthalt ist das bekannte Schloß „Het Loo“. Es ist das Sommerheim der jungen Königin und wird als das älteste aller holländischen Schlösser angesehen. Umgeben ist es von einem prächtigen Parke, von dem ein Theil speziell für die junge Königin reservirt ist. Hier kann sie sich nach Herzenslust mit ihren Hunden, Schwänen und sonstigen Lieblingen tummeln und hier kommen zahme Rehe und lassen sich von ihr füttern.

Hier im Parke hat sie auch ihr eigenes kleines Schweizerhäuschen, wo sie an Sommernachmittagen ihre Mutter und ein paar Hofdamen zum Thee empfängt und sie mit selbstgebackenem Kuchen bewirthet. Diese kleine Schweizerhütte ist umgeben von dem Privatgarten der Königin, in dem sie selbst arbeitet, und sitzt an eine Landwirthschaft in miniature, mit der sie sich gleichfalls bis in alle Details hinein beschäftigt. In ihrem Interesse für Blumen und Ackerbau ist die Königin Vollblut-Holländerin.

Königin Wilhelmina muß noch 2 1/2 Jahre warten, bis sie das gesetzliche Mündigkeitsalter, 18 Jahre, erreicht hat. Dann erst kann die Krönung vollzogen worden und sie offiziell ihren Platz als Herrscherin des Landes einnehmen. In der jüngsten Zeit ist ihr aber erlaubt worden, sich hier und da bei offiziellen Gelegenheiten zu zeigen und bei den öffentlichen Mahlzeiten zur Stelle zu sein, woran sie viel Geschmack findet. Sie kann für ihr Alter ein sehr verständiges Gespräch führen und scheint ihre königliche Würde sehr zu genießen. Inzwischen haben ihr die Projektensmacher und Zukunftsdeuter bereits aus England, aus Dänemark und mehreren anderen Staaten den künftigen Gemahl ausgesucht. Viele glauben, daß der älteste Sohn unseres Prinzen Albrecht, Regenten von Braunschweig, berufen sei, einst an ihrer Seite den holländischen Thron zu theilen.

Königin Wilhelmina ist ein patriotische junge Dame. Sie ist fest überzeugt davon, daß Holland das herrlichste Reich auf der Welt und daß die Holländer die beste aller Nationen sind. Da ist Alles, wie es sein soll, und die Holländer selbst theilen die behagliche Ueberzeugung. Sie nenen Sie übrigens, „unsere kleine Königin“ und das ganze Land hängt mit warmer und echter Hingebung an ihr. Und mit gutem Grunde, denn sie ist ein ungemein liebenswürdiges Mädchen, das sich unwiderstehlich Sympathien erwirbt, wo sie sich auch zeigt. Auch am deutlichen Kaiserhofe hat man sie herzlich lieb gewonnen. Man hat gesagt, daß die Holländer in ihrem Herzen Republikaner seien, und daß ihre Loyalität nicht sowohl dem Thron gilt, als dem, der im Augenblick der Repräsentant des Throns ist. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, sicher ist, daß eine aufrichtige Loyalität für die kleine Königin herrscht, theils um ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit willen und theils wegen ihrer Abstammung vom Hause Oranien, dem das Land seine nationale Selbstständigkeit verdankt.

Allerlei.

„Jakutsk und Irkutsk“ sind in den jüngsten Tagen aus Anlaß der Nachricht über die Ranfensche Nordpolarpedition viel genannt worden. Beide ostibirische Städte sind besonders im internationalen Pelzhandel wohl bekannt. Von den einsamen Tundren an der weit sich dehnenen Küste des Eismeer, aus den gewaltigen Waldgebieten des ostibirischen Nennlandes, wo auch der braune und der graue Bär gejagt wird, von den Strömen, wo dem Flußotter und dem Biber nachgestellt wird, werden die Pelze vorzugsweise in dem am großen Rnie der Lena gelegenen Jakutsk angeammelt, das mit seinen 6800 Einwohnern im Umkreise etlicher Tausend Kilometer die einzige größere Stadt ist. In kleinen Schlittenkarawanen oder zu Wasser wird das edle Rauchwerk, ebenso wie das auf den neuibirischen Inseln gefundene fossile Elfenbein nach diesem Lagerplatz gebracht. Es ist bitterkalt in Jakutsk, 206 Tage im Jahre trägt die Lena eine Eisdecke, und der Boden ist viele Meter tief gefroren. Einige nahe gelegene Orte gelten als die kältesten Punkte der Erde. Durch größere Karawanen wird das Pelzwerk mit anderen Waaren nach dem fernen Westen, nach Tobolsk und Irbit oder nach dem Süden, nach Irkutsk gebracht. Tobolsk ist von der russischen Krone als Sammelplatz für alles Pelzwerk, das ihr

Abgabe zukommt, bestimmt. Die größere Menge dieses Kron-eigentums wandert alsdann nach Petersburg zu den großen Pelzversteigerungen, die an Bedeutung nur noch von jenen in London übertroffen werden. In Irbit, einem 5800 Einwohner zählenden Städtchen, das unweit der sibirischen Grenze im europäischen Rußland liegt, wird vorwiegend das nicht für die Krone bestimmte Pelzwerk angeammelt, um hier während der vom 1. Februar bis 1. März russischen Stils stattfindenden Messe verhandelt zu werden. So bedeutend ist diese Messe, daß während ihrer Dauer die russische Reichsbank dort eine Filiale eröffnet. Auch Nischnij-Nowgorod, das russische Leipzig, hat während seiner berühmten Augustmesse an diesem Pelzhandel erheblichen Anteil. Die Pelze, die von Jakutsk nach dem am Südende des Baikalgebirges gelegenen Irkutsk, der wichtigsten, von 50247 Einwohnern bewohnten Stadt Sibiriens gelangen, sind für China bestimmt. In Irkutsk befindet sich die Hauptniederlage für den russisch-chinesischen Handel. In regem Karawanenver-kehr werden die Pelze von dort nach Nschita, einem Grenzorte von 4300 Seelen, gebracht, wo sich zur Zeit der Messe Tausende von Händlern versammeln, und von hier nach dem chinesischen Naimatschin, wo sie von den russischen Kaufleuten gegen den Thee der bezopften Söhne des himmlischen Reiches, den sogenannten „Karawanenthee“ umgetauscht werden. Zobel befindet sich unter den sibirischen Pelzen nur noch in sehr beschränkter Menge. Die Raubjagd auf dieses kostbare Pelzthier hat seine Degeneration erschreckend befördert. Der Ertrag durch amerikanischen Zobel will nicht viel belagen, da dieser Pelz sehr minderwerthig ist. Auch mag hingugefügt werden, daß als kostbarer Pelz schon längst nicht mehr Zobel, sondern Seeotter gilt, und zwar besonders der unter dem Namen „Kamttschaka-Fiber“ bekannte Pelz, dessen dunkle feine Haare graufarbene Spitzen besitzen.

Ueberflüssige Vorsicht.

Frau v. R. in die Lektüre eines pikanten Romans vertieft, als ihre 18 jährige Tochter Helene dazukommt.
 „Nicht wahr, Mama, wenn Du das Buch gelesen hast, giebst Du es mir!“

„Nein, mein Kind, Onkel Heinrich, der mir das Buch mitgebracht hat, meinte ausdrücklich, das wäre nichts für Dich!“

Nachdem die Mama das Zimmer verlassen, stürzt die junge Dame neugierig auf den Roman zu und schlägt ihn auf, um wenigstens den Titel des interessanten Wertes zu erfahren.
 Sie wird von der Mama dabei ertappt und erhält eine derbe Zurechtweisung.

„Aber, Mama,“ erwidert sie laut aufschend, „Das ist doch zu komisch das ist ja mein Pseudonym, der Roman ist ja von mir!“

Bäurische Entdeckung.

Börl: Du Hansl, mit a'm Grassalm kann ma sich 'n Fingel blutig schneiden, schau her.
 Hansl: „Jo, aber mit'm Barbiermesser auch!“

Peinliches Mißverständnis.

Der Herr Professor schickt seine beiden Jungen zu seiner Schwester aufs Land. Der eine hat indeß die Abfahrt des Zuges verkannt und da der andere seine Auskunft über ihn zu geben vermag, so telegraphirt die Tante an ihren Bruder zurück: „Ein Junge angekommen!“
 „Derselbsten Glückwunsch!“ antwortet ihr sofort telegraphisch der Professor in seiner Brevitairheit.

Blasirt.

„Was sagen Sie zu der Entdeckung des Nordpol?“

„Noch nie hat mich eine Entdeckung so kalt gelassen!“

Steigerung.

„Sehen Sie nur, wie die schöne Baronin tanzt; hat sie nicht et was Fascinirendes?“
 „Etwas Ganzcinirendes!“

Ausrede.

„Ich bin zum Diner bei Muckelskopf eingeladen, habe aber gar keine Lust hinzugehen; wenn ich nur eine Ausrede wüßte!“
 „Schügen Sie doch Appetitlosigkeit vor!“

Ein Börgler.

Gast: „Ich sehe ja hier nur Sauce, aber keinen Hecht darin!“
 Kellner: Gewiß, Hecht ist auch drin!“
 Gast: „Ich habe aber doch nicht Zeit, hier erst eine Stunde zu angeln!“

Hungerkur.

Arzt (in der Sprechstunde): „Ihr Magen ist überladen; ich rathe Ihnen, in den nächsten vierundzwanzig Stunden überhaupt nichts zu essen.“
 (Zu Hause): Gattin: Nun, was meint der Doktor?“
 Der Patient: „Der geht aber forsch vor: er hat gesagt ich soll bis morgen mit Ausnahme der Mahlzeiten gar nichts essen!“

Uebertrumpft!

Drei am Stammtisch sitzende Freunde streiten sich, wer von ihnen wohl den ältesten Stamm aum habe.

Leutnant von Ritzingi erzählt, daß seine Vorfahren bereits in den Kriegen gegen die Türken vor Wien gekämpft hätten.

Regierungsaassessor von Schnabel weiß zu berichten, daß seine Vorfahren in den Kreuzzügen kämpften.

„Das ist noch garnichts,“ sagte der Referendar von Falkenstein.
 „Einer meiner Ahnen hat bereits die Völkerwanderung als Einjährig-Freiwilliger mitgemacht!“

Guten Appetit.

Denken Sie sich, der Rittergutsbesitzer Schallwitz erzählte gestern am Stammtisch, er habe in diesem Jahre für achtzehntausend Mark Guano gebraucht.“

„Da hat er wieder den Mund ein bißchen voll genommen.“

Galanter Gatte.

Frau (zum Mann, der von einer Gebirgstour heimkehrt): Aber schämst Du Dich denn nicht, mit solchen Stiefeln zurückzukommen?

Mann: Aber liebes Kind, Du hastest mich doch gebeten, Dir etwas zum Putzen mitzubringen. (Lustige Blätter.)

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Für unsere Kleinen.** Illustrierte Monatschrift für Kinder von 4—10 Jahren. Herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach. Pro Jahrgang 12 Nummern. Preis pro Vierteljahr 60 Pf. Pro Jahrg. in eleg. Einband 3 Mark. Die drei letzten Nummern von G. Chr. Dieffenbachs beliebter illustrierter Kinderzeitschrift „Für unsere Kleinen“ (Heft 3 bis 5 des XII. Jahrganges) geben von Neuem einen Beweis für die Nichtigkeit unseres schon früher mehrfach ausgesprochenen Urtheils, daß wir in dieser Monatschrift eines der gediegensten Bildungs- und Erziehungsmittel für unsere Kleinen besitzen. In der Hand der Eltern, Erzieher und Pflegerinnen unserer Jugend bilden diese monatlich erscheinenden, geschmackvoll ausgestatteten und reich illustrierten Hefte mit ihrem dem kindlichen Verständnis angepaßten Schatz von Liedern und Gedichten, Anekd. und Erzählungen, Räthseln und Scherzaufgaben, sowie Volks- und Kindersiedern mit Notensatz und Klavierbegleitung eine wertvolle und gehaltreiche Fundgrube für alle pädagogischen Anforderungen, die an die Pfleger und Erzieher unserer Kleinen herantreten. Wir können nur wünschen, daß der stetig gewachene Kreis von Freunden des Blattes auch ferner sich vergrößern möge.

— **Für gefellige Stunden.** Ein Deklamations-Album ausgezeichneter humoristischer und ermiter Dichtungen zum Vortrage für Damen und Herren in öffentlichen und Familienkreisen. Gesammelt und herausgegeben von Hugo Edward, Großh. Hoffschaulspieler. Stuttgart, Verlag von Leon u. Müller. XVI und 380 Seiten Groß-8taf. Preis brosch. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.50. Ein neues Vortragsbuch! Wir müssen gestehen, daß wir im Hinblick auf die zahlreichen, meist sehr oberflächlich zusammengestellten Deklamatorien diese neue Sammlung nicht ohne ein gewisses Mißtrauen in die Hand nahmen, wurden aber bald eines Besseren belehrt, als wir das Werk einer genaueren Durchsicht unterzogen. Da findet sich nichts von dem alten, abgeleiteten Vortragsstoff, mit denen schon unsere Großvater an ihren gefelligen Abenden glänzten, und die man heute nicht ohne ein gelindes Grausen anhört, überall sieht man auf neuere und neueste Dichtungen, von denen der größte Theil unseres Wissens noch in keinem anderen Deklamatorium zu finden ist. Es ist auf dem Titel nicht zu viel behauptet, wenn das Buch als ein Deklamations-Album „ausgezeichnet“ Dichtungen bezeichnet wird; die Auswahl ist in der That eine vorzügliche zu nennen. In sämtlichen Abtheilungen — und es sind deren acht! — merkt man das geübte Auge und die geschickte Hand des Herausgeber, und wir glauben es Herrn Edward gern, wenn er im Vorworte erklärt, die Sammlung sei nicht das Ergebnis einer flüchtigen Arbeit weniger Wochen, sondern sei aus seiner langjährigen Praxis als Rezitator hervorgegangen, während der er Gelegenheit genug hatte, die einzelnen Dichtungen auf ihre Wirkung zu erproben. Wir sind überzeugt, daß dieses Deklamationsalbum nur guter, des Erf. lages sicherer Vortragsstücke sowohl seines gediegenen und reichhaltigen Inhaltes, als auch seiner eleganten Ausstattung wegen in allen Kreisen, wo man der Muse der Dichtkunst huldigt, eine wohlwillende Aufnahme finden wird. Als Geschenkbuch ist das Werk vorzüglich geeignet.

— Uns ging soeben Nr. 7 des XIV. Jahrganges der allgemein bekannten und beliebten Jagdzeitung „St. Hubertus“ zu. (Verlag von Paul Schettler's Erben in Cöthen.) Sehr zeitgemäß und lehrreich ist der Artikel „Fuchs-Drücken, Regeln.“ Die immer wieder auftauchende Streitfrage, ob der erste Kugelschuß unter allen Umständen gelte, beantwortet Raoul Ritter von Dombrowski bejahend. „Erst wägen, dann wagen“, eine wahre Geschichte von H. v. Preßentin-Hauter, erzählt ein interessantes Rencontre mit einem Wilderer. Auch Prof. Dr. Hoentgens neueste Erfindung ist nicht vergessen worden. Das Feuilleton bringt eine allerliebte Erzählung „Waldlieb“, eine Erinnerung von G. C. Bieter.

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Kube. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.